Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 49 (1945-1946)
Heft: 5

Artikel: Die Königin und der Landammann [Fortsetzung]
Autor: Heer, Gottlieb Heinrich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-665323

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Königin UND DER LANDAMMANN

ROMAN VON GOTTLIEB HEINRICH HEER

Copyright Orell Füßli, Verlag

Fortsetzung

Wachsamkeit Hortense gegenüber und Bereitschaft zu halten: diesen Vorsatz hämmerte Zellweger mühsam sich ein, als er, von Gedanken gefesselt, von wehrhafter Hitze durchglutet, zur Unteren Brücke zurückkehrte.

Die lärmende Ansammlung einer Menge beim Rathaus entriß ihn der Versunkenheit. Scharfe Befehlstöne schreckten ihn auf.

Eben erschienen zwischen den Säulen der Hauptwache, dem Rathaus gegenüber, die grünen Uniformen der zürcherischen Wachsoldaten; Stiefel klapperten auf die Straße, müßiges Volk schrie dazwischen. In Reih und Glied verstummte Fuß bei Fuß das Klirren der Gewehre und Säbel. Der Trupp war bereit zur Wachablösung, indes zugleich über die Brücke die neue Wache zum Dienst heranmarschierte.

Zellweger hemmte seine Schritte; ihn bannte weniger die alltägliche soldatische Bewegung als ein Vorgang im Rücken der schaulustigen Masse. Ein hübscher kleiner Junge versuchte dort mit aller Kraft seine schmalen Glieder zwischen den Lücken der lebendigen Mauer durchzudrücken, um zur Sicht zu kommen. Aber eine gedrungen rundliche Frauensperson hielt ihn krampfhaft fest und suchte mit derselben Kraft ihn zurückzuzerren, indes sie stoßhaft auf ihn einredete. Der Junge mochte mit seinen flehentlichen Mienen betteln, soviel er wollte, sie gab ihn nicht frei.

Rasch entschlossen trat der Landammann auf ihn zu. Sein ohnmächtiges Verlangen, das er so gut begriff, rührte ihn, wie das Unverständnis des Weibes gegenüber dem männlichen Trieb des Knaben ihn ärgerte. Er packte den Jungen um die Hüften, so unvermittelt, daß er zusammenfuhr, und die Frau, verdutzt und offenen Mundes, die Knabenhand fahren ließ. Zellweger hob ihn kräftig empor und stellte ihn auf den Sims eines unteren Rathausfensters, so daß er sich dort im Gitter einhaken konnte. Zur Vorsicht hielt er ihn an den Beinen fest. Der Junge, schnell begreifend, verfolgte nun erregt den zweiten Teil des militärischen Schauspiels, die Befehlsübernahme und den Aufzug der neuen Wache.

Das beunruhigte Frauenzimmer wagte gegenüber der vornehm gebieterischen Erscheinung des fremden Herrn keinen Einspruch mehr; sie flehte nur mit dem Blicke zum Rathausfenster empor, wo der Junge im Gefühl der Sicherheit ihrer mit Grimassen spottete. Er klammerte sich fest, bis die alte Wache abzog und der Schwarm ihr folgend sich zerstreute. Dann kletterte er behende zwischen Mauer und Landammann, auf dessen Achseln und Hände sich stützend, zu Boden. Einen Augenblick lachte er Zellweger freundlich an, er warf ihm ein helles „Merci Monsieur" entgegen und enteilte über die Brücke. Das rundliche Frauenzimmer hastete ihm mit erregten Gebärden nach.

Der Landammann blieb gebannt stehn. Sein Herz pochte. Jetzt erst hatte er das Knabengesicht deutlicher erfaßt und zugleich mit dem fremden gallischen Laut hatte ihn der Glanz aus den jugendlichen Augen seltsam getroffen. Es war derselbe Glanz, wie er, ausgereift und vertieft, aus Hortense Beauharnais' Augen ihn verwirrt hatte, und der nun als zwielichtes Doppelereignis diese Verwirrtheit neu entflammte und verstärkte.

Es war kein Zweifel möglich: er, der Landammann von Appenzell, hatte den Sohn der Königin von Holland, einen kleinen Bonaparte, in den Armen gehalten und ahnungslos vor der zürcherischen Hauptwache emporgehoben!

Eine Weile noch starrte Zellweger vor sich hin; dann, als würde ihm der Boden, auf dem er stand, zu heiß, schritt er plötzlich hinüber ins „Schwert" und gab seinen Leuten den Befehl zu packen. Man reise gegen Abend weiter.

*

Gleich nach dem Mittagessen begab sich der Landammann, Zerstreuung und vor allem innere Ablenkung von den vormittäglichen Begegnungen suchend, in die Bleiche und zur Rahnschen Seidendruckerei, wo die neuesten Muster, auf Taffet gedruckt, stets seine Anteilnahme erregten. Sie waren ihm wichtig für den Trogener Seidenhandel, dem er entstammte und den er trotz allen andern Geschäften nebenher noch immer betrieb.

Das Kind Aloysia überließ er der Kinderfrau. Sie war aber bereits mit den Vorbereitungen zur Weiterreise so sehr in Anspruch genommen, daß das Mädchen, das sich langweilte und nach neuen Dingen begehrte, unbeachtet ihrer Obhut entschlüpfte. Es schlich sich ins nachmittäglich stille Treppenhaus und wollte eben treppab und ins Freie sich verziehn, als plötzlich ein Junge über das Treppengeländer rittlings an ihr vorübersauste und pfeifend im Rutschen nach ihren Zöpfen griff.

Der kleine Louis Bonaparte hatte in seiner bubenhaften Schläue längst erfaßt, daß die Stunde nach dem Mittagessen erwachsenen Leuten auf dem Magen lag, sie lässig und unachtsam machte. Er war seiner Erzieherin, der rundlichen Louise Cocheiet, ausgerissen, die um diese Zeit sich stets zurückzog und ihn eigentlich inzwischen hätte nutzbringend beschäftigen müssen. Aber sie hatte andere Sorgen: es war die einzige Stunde, außer des Nachts, in der auch sie unbeachtet einer Heimlichkeit nachgehn konnte. Sie führte ein verschwiegenes Tagebuch. Mit derselben Plauderseligkeit, mit der sie oft angenehm, oft etwas lästig als Gesellschafterin ihre Herrin Hortense umschmeichelte, zeichnete sie alles, was getan und gesprochen wurde, im Verstohlenen auf. Diese Blätter gedachte sie, um auch sich selbst angenehm zu schmeicheln, später einmal als Memoiren zu veröffentlichen und dadurch zu Namen und zu Geld zu kommen. Neben einer offensichtlichen Verliebtheit in den Chevalier de Beaufort war es vor allem dieser Gedanke, der sie unwandelbar in der Nähe der Königin hielt. Es war auch eine etwas eitle Hoffnung, die sie den zuweilen beschwerlichen Frauenanteil an der Erziehung des Prinzen Louis klaglos ertragen ließ. Aber heute ging zu dieser Stunde die eigene Neigung der Pflicht vor, und der kleine Louis verstand es ausgezeichnet, die Lage für sich zu nutzen und sich dem verbotenen und doch so unglaublich aufregenden Spiel der Treppengeländerrutschbahn hinzugeben.

Die kleine Aloysia, die es nicht kannte, da das steinerne, geländerlose Treppenhaus zu Trogen keine solche Möglichkeiten bot, staunte dem Jungen nach, der um die Ecken schnellte. Obwohl sie erschrocken war, lächelte sie verlegen, und sie tastete selbst nach dem Geländer, als müsse sie sich seiner Festigkeit versichern. Ein aufmunternder Blick des Jungen traf sie aus der Tiefe: da legte sie sich vorsichtig und mit gespanntem Gesicht über die schmale Bahn und rutschte bäuchlings nach, sehr langsam allerdings und mit den Händen zu beiden Seiten bremsend.

Im untersten Flur empfing sie der Junge; er nahm sie ohne lange zu fragen bei der Hand und zog sie, scheu umschauend, mit sich ins Freie und auf die Brücke. Aloysia betrachtete den Knaben in seinem hellblauen Jackett heimlich. So fein waren die Jungen in Trogen nicht, stellte sie sofort fest, und sie dufteten auch nicht so eigentümlich gut. So duftete es höchstens in Tante Judiths Zimmer, wenn ein Fest bevorstand! Das Mädchen erstaunte noch mehr, als der Junge rasch und unverständlich zu schwatzen begann. Es war, als kämen seine Worte aus der Nase und nicht aus dem Mund. Unwillkürlich mußte Aloysia lachen, so lustig erschien ihr das; sie schüttelte den Kopf und sagte, sie könne nicht wissen, was er meine. Jetzt verzog der Junge die Mienen zum Gelächter, wie das Mädchen seine Laute fremdartig hart und rauh hervorstieß, als hätte es eine Säge in der Kehle. Er bedeutete ihm mit einer Kopfwendung gegen die Hauptwache, er wolle, daß es mit ihm komme.

Das Pärchen, gleichen Alters, schlenderte quer über die Brücke, der Junge überragte das Mädchen fast um Haupteslänge. Es staunte noch immer heimlich und verwundert an ihm auf. Bald aber fanden die beiden durch Zeichen, Grimassen und Gebärden eine gemeinsame Sprache und verstanden sich ausgezeichnet, während ihre verschiedenen Laute französisch und appenzellerdeutsch munter und unbekümmert aneinander vorüberplätscherten.

Bei der Hauptwache stellte sich Louis dreist vor den Wachsoldaten. Er musterte seine Ausrüstung

von unten bis oben wie ein altgewohnter Befehlshaber. Plötzlich reckte er stolz seinen ganzen Körper und brüllte aus Leibeskräften:

„Vive l'Empereur!"

Der Wachsoldat machte bitterböse Augen, halb aus Unmut, halb aus Scherz, und klapperte bedrohlich mit dem Gewehr. Aloysia flüchtete sich erschrocken hinüber in den Mauerschatten des Ratshauses. Louis grinste dem Soldaten ins Gesicht und trollte sich dann selbstbewußt und gemächlich dem Mädchen nach. Es streckte ihm zitternd die Hand entgegen, als fürchte es sich für ihn. Louis aber erklärte ihm unberührt, er sei der Prinz und der Kaiser sein Onkel, und es müsse jetzt den Ruf wiederholen, was von Aloysia mit verständnislosem Achselzucken erwidert wurde. Da zeigte der Junge auf seinen Mund, dann auf den ihren und sagte ihr die Worte langsam vor. Es begriff, was es sollte, und versuchte sie nachzusprechen. Louis wiederholte und Aloysia versuchte erneut; es waren fremde und schwierige Worte. Da die Lernerei trotz aller Eindringlichkeit des Vorsagers nicht so schnell voranging, wie er wünschte, wurde es ihm zu dumm. Er packte das Mädchen an der Schulter, drehte es um sich selbst gegen die Rathausmauer und zeigte ihm, einem schlingelhaften Einfall folgend, eine der verzerrten Sandsteinfratzen, die mit überwulsteten Stirnen und gefräßig aufgerissenen Mäulern dort unter den Fenstern auf die Straße stierten. Was ihr der mit Gewaltmitteln arbeitende Lehrmeister nur halb beizubringen vermochte, vollendete die lodernde Angst: die Tochter des Landammanns von Appenzell schrie in plötzlichem hellem Schrecken vor dieser Fratze überraschend echt:

„Vive l'Empereur!"

Ein Zittern überfiel sie, und sie verzog rasch den Mund zum Geheul. Der Junge, den nun seinerseits die Furcht des schlechten Gewissens vor der weinenden Gespielin bedrängte, mühte ein hilfloses Lachen hervor, um sie aufzuheitern. Er steckte die Finger in die Zahnlücken der steinernen Maske, zum Beweis, daß sie tot und ganz ungefährlich sei. Aloysia faßte Mut und schob, zwar scheu und zögernd, ihre Hand nach; doch der Arm war zu kurz, um ganz hinaufzureichen. So kraute sie, von der Harmlosigkeit des ungeheuerlich Scheinenden betroffen, die Kinnfurchen des Bildwerkes.

Indessen hatte neues Treiben die Brücke aus ihrer Mittagsruhe aufgescheucht. Um die Gemüsestände, die ihre hintere Seite überbauten, wurde der Markt wieder lebendig. Aloysia und Louis drückten sich gaffend von Stand zu Stand; ein gutmütiges dickes Marktweib winkte sie heran und schenkte dem Pärchen, das ihr sichtlich Spaß machte, zwei hellrote Frühjahrskarotten. Louis drehte die seine in den Fingern herum und wußte nicht, was er damit anfangen sollte; Aloysia aber, während sie ihn weiterdrängte, zerknallte mit den Zähnen die rohe Rübe. Da begriff auch der Junge, dem ländliche Feinschmeckereien noch fremd waren, den süßen Gehalt der ungekochten Wurzel. Beide verzogen sich schmausend; sie strichen quer über die Brücke und kamen beim Haus, das sich zum „Storchen" nannte, an die kleine Treppe, die von der Straße zum Flusse führte. An ihrem Ende pendelten, an Mauerringen angeseilt, die Fischerkähne und Weidlinge im strömenden Wasser.

Das lockte die Kinder mächtig. Sie stiegen ans Ufer hinab und erklommen einen der Kähne. Es schaffte Wonne und Vergnügen, mit beiden Händen den schweren Schiffsrand abwechslungsweise niederstoßend und freilassend, auf den Wogen zu schaukeln.

Eine rauhe Stimme mahnte von der Brücke her zur Ordnung und Vorsicht. Ein erhobener Männerarm warnte und drohte. Doch ehe die beiden begriffen, was er von ihnen wollte, war er wieder verschwunden. Er wendete sich dringenderem Tagwerk zu. Man hatte auf der Brücke keine Zeit, sich lange um fremde Kinder zu kümmern. Sie blieben weiterhin unbeachtet, geborgen von der Brückenwand, im Spiele mit Schiff und Fluß.

Bald aber waren sie des Schaukelns müde und überdrüssig; eine Weile saßen sie tiefatmend sich gegenüber auf den Schiffsbänken, bis erneut der Tatendrang sie überfiel. Aloysia, der die ganze Welt des Wassers bis zu dieser Stunde Märchenland gewesen und die nun all die Möglichkeiten, die sie barg, zu erahnen begann, suchte mit den Blicken sehnsüchtig die Reichweite der Flut. Ein Wunsch stieg in ihr auf. Er begehrte nach Bewegung. Sie griff mit ihren kleinen Fingern dem

Blick von der mit einer alten Kanone bewehrten Burg Hohenklingen auf das malerische Städtchen Stein am Rhein

Seil entlang bis zum festen Knoten, der den Kahn an einem eisernen Ring vertaute. An ihm nestelte sie ohnmächtig herum; der Knoten gab ihren schwachen Kräften nicht nach. Da schaute sie fragend und verlangend den Jungen an und lächelte verführerisch. Mit einem Sprung über die Bank war Louis bei der Gefährtin am Bug, und vier Hände versuchten nun mit aller Gewalt, den Widerstand des hartnäckig verschlungenen Knotens zu brechen.

Langsam gab die Schlinge nach. Das Schiff tat einen kurzen Ruck und blieb an einem zweiten Knoten hängen. Das mühevolle Werk trieb den Kindern das Blut in die Köpfe; aber den vereinten Anstrengungen wich auch dieses Hemmnis endlich. Ahnungsloses Gelächter klatschte über die Bootwände an die Ufermauern, als das Seil endgültig aus dem Ringe schlüpfte und der Kahn gemächlich zu treiben begann.

Unerwartet schnell jedoch wurde er ganz von der Strömung erfaßt. Sie trug ihn schütternd mit sich unter den Brückenbogen, warf ihn, den niemand lenkte, in plötzlicher Wendung an einen Brückenpfeiler und riß ihn kurz darauf schief zum Wellengang gestellt und schließlich im Kreise drehend unter der Brücke hervor in den offenen Fluß.

Das Gelächter der beiden zerbrach am Erschrekken über die fremde Wucht des Wassers. Sie kauerten sich überwältigt an die Bootränder und schrien in rasch aufgejagter Angst um Hilfe.

Auf der Brücke lief das Volk zusammen. Es drängte sich ratlos und entsetzt ans Geländer. Die Marktweiber verließen kreischend ihre Gemüsestände und verwarfen die Hände in Aufregung.

Die beiden Kinder trieben langsam, aber unaufhaltbar flußabwärts gegen den Mühlesteg, wo die Flut über ein geöffnetes Wehr niederdonnerte. Dort mußte das Schiff unweigerlich im Anprall kentern und sich überstürzen und die Kinder in die Wirbel schleudern ...

Doch ehe am Ufer ein Beherzter sich zu fassen vermochte und unternahm, was not tat, schoß bereits ein zweiter Kahn unter der Brücke durch, von mächtigen und sicher geführten Ruderschlägen in den offenen Fluß gesteuert.

Gerade in jenem Augenblick, in dem die Kinder von der Ufertreppe losfuhren, war der Landammann Zellweger über die Brücke zurückgekehrt. Er hatte eben zum „Schwert" sich wenden wollen, als er zufällig bei einem Blick übers Geländer die Kinder im Boot und die Gefahr, in der sie schwebten, entdeckt hatte. In klarer Furcht, die zugleich die einzigmögliche Überlegung wachgerufen: ohne Aufsehn zu erregen und in allerdings gehetzter Stille den beiden nachzurudern und der tollen Fahrt Einhalt zu tun, war auch er zu den Kähnen geeilt. Er hatte mit seinem scharfen Taschenmesser ein Bootseil durchschnitten und war abgestoßen ...

Mittlerweile wurde die rundliche Louise Cochelet durch den Lärm auf der Brücke aus der Versenkung in ihre Tagebuchschriftstellerei aufgescheucht. Sie rief durch die Räume erfolglos nach ihrem Zögling. Sie erschrak, als sie nach der Uhr schaute und ihrer Zeitvergessenheit bewußt wurde. Sie forschte kurz durchs Fenster, bemerkte aber einzig einen allgemein beunruhigenden Menschenauflauf am Ufer, doch von Louis keine Spur. Die Rastlosigkeit des aufgestachelten Gewissens und Besorgnis, wo der Junge wohl hingelaufen sei, drängten sie auf die Straße. Nach kurzem hatte sie dort von Unbekannten den Grund des Auflaufs herausgebracht: fremde Kinder, ein Junge und ein Mädchen, seien von der Limmat abgetrieben worden. Sie schrie gellend auf, da sie, dem Fingerzeig eines Mannes mit dem Blicke folgend, in dem schon ziemlich fernen Boot das helle Blau eines Jacketts erkannte.

Ihre Furcht steigerte sich zum hilflosen Entsetzen, als zur gleichen Zeit auch noch die Karosse der Hortense beim Rathaus in die Brücke einbog. Die Königin kehrte von ihrem Mittagsmahl zu Küsnacht frühzeitiger zurück als erwartet. Die Cochelet wußte in ihrer hellen Verzweiflung und namenlosen Bedrängnis nichts anderes zu tun, als mit verwirrten Gebärden sich auf die heranfahrende Karosse zu stürzen. Hortense, überrascht und von plötzlichen Ahnungen geplagt, entstieg rasch dem Wagen, der im Nu von einer Rotte Gaffer umstellt war. Sie forderte von ihrer Gesellschafterin eine schnelle Erklärung; diese aber vermochte nur noch auf den Fluß zu weisen und „Louis, Louis" zu schluchzen und aus den Erschütterungen ihres Körpers hervorzukeuchen, er

sei ihr in einem unbewachten Augenblick entwischt, sie treffe beim gütigen Gott keine Schuld.

Hortense, die aus diesem Gestammel das Fürchterlichste heraushören konnte, ihr Sohn sei ertrunken, erbleichte übers ganze schmale Antlitz. Mit einem verhaltenen Aufschrei schaffte sie sich Bahn durch die Menge, die, von der nachreitenden Kavalkade bedroht, zurückwich. Sie eilte zum Uferweg, der am „Schwert" vorüber limmatabwärts führte und erreichte ihn eben, als aus der Menschenansammlung befreite, freudige Rufe laut wurden. Die Königin von Holland stützte sich zitternd und schwach an die Uferbrüstung.

Der Landammann von Appenzell hatte das führerlos taumelnde Boot glücklich eingeholt, kurz bevor es dem Wehr und seiner Todesgefahr verfallen wäre. Mit einem kräftigen Griff riß er es an das seine heran; gleichzeitig überkletterte er die aneinanderdröhnenden Bootwände. Er ließ sein Rettungsschiff fahren, wohin es mochte, und packte die Ruder des andern mit beiden Fäusten. Zielbestimmt und ruhig, mit dem Aufwand aller Kräfte, steuerte er den Kahn gegen die Strömung ans Ufer. Bei einer Steintreppe legte er keuchend an. Dort hob er die Kinder, die am ganzen Leibe bebten und denen die Tränen die Wangen überschwemmten, auf sicheren Grund, erst den kleinen Bonaparte und dann sein eigenes Kind. Sie waren geborgen und fühlten wohl kaum, daß nun auch die Arme des Landammanns unmerklich erzitterten.

Zellweger ließ sich keine Zeit zu überdenken, wie alles hätte enden können. Er führte beide Kinder zurück, Aloysia, die sich an ihn klammerte, und Louis, der in Verlegenheit schluckte und ihm vertrauensvoll seine Hand überließ. Die Erscheinung des fremden Herrn, die seit dem Vormittag in seinem Gedächtnis freundlich haftete, war ihm auf dem Flusse draußen beinahe wie ein Wunder vorgekommen.

Auf dem Uferweg trat dem Landammann erregt und in aufatmender Befreitheit Hortense Beauharnais entgegen. Sie wollte dankend nach Zellwegers Hand greifen; er aber hob abwehrend den Arm und übergab ihr formvoll lächelnd und kopfneigend ihren Jungen. Es kostete ihn alle Mühe des Weltmannes, seiner selbst Herr zu werden und seine eigene Bewegung verborgen zu halten. Ihn traf der Blick aus der graugrünen Tiefe ihrer Augen, zum zweiten Male heute, aber dieser Blick war makellos in seiner freien Wärme der Dankbarkeit und reinster mütterlicher Erlöstheit von drohender Menschenqual. Er schien einen Bann des Grauens von der Seele zu heben; denn erst jetzt verschleierte eine durchbrechende Nässe die Klarheit dieser Augen.

Der Landammann vermochte einzig, auf das unliebsame Gewirr der Straße weisend, der Königin mit wenigen Worten zu bedeuten, alles Weitere lasse sich wohl besser im Gasthof erledigen.

(Fortsetzung folgt.)

WINTER-NACHT

Hermann Hiltbrunner

Sternbild meines Winters, zieh herauf,
Senke deinen hohen Tageslauf!
Du mein allerhöchster Anbetracht:
Höher hebe deine Bahn der Nacht.

Und auch du, o weißer Wintermond,
Glanzgeboren und vom Nichts bewohnt,
Nimm auf deiner Wanderschaft mich mit:
Führe mich zum ewigen Zenith.

Winterhimmel, herrsche über mir,
Deinen reinen Wandel schenke mir,
Ordne Du, ich bin dir zugetan,
Meinen Gang in Deine Sternenbahn.